Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 54 (1983)

Heft: 12

Artikel: Hat die Familie abgedankt? : Probleme und Problematik der Professionalisierung des Helfens

Autor: Schmidbauer, Wolfgang / Meyer, Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-811996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wolfgang Schmidbauer:

Hat die Familie abgedankt?

Probleme und Problematik der Professionalisierung des Helfens

Der deutsche Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer, Autor der bekannten Bücher «Die hilflosen Helfer» und «Helfen als Beruf – Die Ware Nächstenliebe», sprach im Rahmen eines Interviews über die problematischen Folgen einer Überforderung der modernen Familie. Befragt von Jürg Meyer, äusserte sich Schmidbauer insbesondere über die Ursachen und die Auswirkungen der Zunahme helfender Berufe und der Professionalisierung des Helfens. Das Gespräch, von dem hier eine etwas gestraffte Textfassung vorgelegt werden kann, wurde unter dem Titel «Die Familie ist tot – es lebe der bezahlte Mitmensch!» von Radio DRS am 2. September 1983 ausgestrahlt und von Mitarbeitern der Fachblattredaktion auf Band aufgenommen. Ein weiteres Gespräch mit Wolfgang Schmidbauer, das ähnliche Fragen zum Inhalt hatte, wurde unter dem Titel «Helfer gegen Laienhilfe?» von Radio DRS am 15. November ausgestrahlt.

Jürg Meyer: In unserer Gesellschaft wird die Familie immer wieder als sehr wichtige gesellschaftliche Zelle bezeichnet. Man sagt, sie habe eine wichtige Funktion für die emotionalen Seiten des Menschen, eine gewissermassen psychohygienische Funktion. Das wird auch propagiert von den Politikern, beispielweise von den Politikern in der Bundesrepublik Deutschland nach der «Wende» vom 6. März. Trotzdem sind im Verlauf der Geschichte und der Entwicklung der industriellen Gesellschaft immer mehr Funktionen der früheren Familie oder Grossfamilie und Sippe in gewisser Weise vergesellschaftet worden. Das, was früher in der Familie als soziale Hilfe oder als Nachbarschaftshilfe stattgefunden hat, ist delegiert worden an irgendwelche Fachleute. Herr Schmidbauer, ist denn die Familie in unserer Gesellschaft überfordert? Hat die Familie in ihrer sozialen Funktion abgedankt?

Die Überforderung hat eine lange Geschichte

Wolfgang Schmidbauer: Überfordert ist sie sicherlich, abgedankt hat sie nicht, und ich kann mir eigentlich auch nicht vorstellen, dass sie abdanken wird. Die Überforderung der Familie hat ja eine lange Geschichte, welche damit zusammenhängt, dass die Mobilität der Bevölkerung verlangt worden ist seit dem Beginn der Industrialisierung und dass die mobilste Einheit eben die Kleinfamilie ist. Ferner hängt die Überforderung damit zusammen, dass in der Kleinfamilie auch sicher die gegenseitige Abhängigkeit und der Druck der Partner untereinander und auf die Kinder zunimmt. In der Grossfamilie hat ein Kind, dessen Mutter eine psychische Störung hat, viele Ausweichmöglichkeiten, viele andere Bezugspersonen. In der isolierten Kleinfamilie gibt's diese Ausweichmöglichkeiten nicht. (Das gilt auch für das Heim, bzw. für die Pflegefamilie, Red.) Deshalb muss die Gesellschaft versuchen, Abhilfen zu finden, und da kommen jetzt halt die Fachleute, die Experten, ins Spiel. Sie sollen und wollen versuchen, einzelne Funktionen, die vorher die Familie in ihrer Intimsphäre unabhängig von öffentlichen Massnahmen erfüllt hat, zu übernehmen. Ich glaube natürlich nicht, dass die Experten die Probleme der Familie lösen können, dass sie die heile Familie, wie sie in den schönen Worten der Politiker vorkommt, herstellen können. Aber sie können wenigstens das Elend zu lindern suchen, das von den Betroffenen sonst vielleicht noch weniger auszuhalten sein würde.

Meyer: Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie die Familie einmal als soziales Endlager bezeichnet. Haben Sie damit zum Ausdruck bringen wollen, die emotionalen Teile des Menschen seien aus der Gesellschaft verdrängt und in die Familie verlagert, an sie abgelegiert worden?

Endlager für den emotionalen Müll

Schmidbauer: Ja – soweit nicht verwertbar. Ich würde sagen, die Familie sei so eine Art Endlager für den emotionalen Müll, der von der Gesellschaft produziert wird. Das heisst: Endlager für die sozial «schlechten» Gefühle, die in der Gesellschaft nicht verwertbar und nicht vermarktbar sind. Es ist ja nicht so, dass in unserer Gesellschaft nur die Vernunft gilt, nur das Rationale. Die Gefühle gelten ja auch sehr viel. Sie sind immer wichtiger geworden in den letzten zwanzig Jahren, zum Beispiel der ganze Bereich der Sexualität. Die Sexualität ist immer mehr öffentlich geworden. Das hängt damit zusammen, dass das Konsumieren ein sehr emotionaler Akt ist und dass eben dieser Konsum ein immer wichtigerer Motor der Industrie geworden ist. Doch die öffentlich verwertbaren Gefühle reduzieren den Menschen auch. Und für die öffentlich nicht so gut verwertbaren Gefühle wird die Familie zum einzigen Platz, wo der Mensch «abladen» kann. Und gerade deswegen ist die moderne Familie so oft überfordert. Es kommt zu Konflikten. Ein klassischer Familienkonflikt ist der Ehekonflikt. Er besteht im wesentlichen darin, dass der Mann, der durch seine berufliche Arbeit überfordert ist, Ärger hat, den er im Geschäft nicht ausdrücken kann, «geladen» und bedrückt nach Hause kommt. Dort hätte er gern jemanden, der sich ihm ganz vorsichtig, liebevoll und ohne eigene Forderungen zuwendet. Die Frau hingegen ist den Tag über isoliert gewesen, hat wenig Möglichkeiten gehabt, sich zu entfalten: Sie hat

Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Angewandte Psychologie Zürich führt der Verein für Schweizerisches Heimwesen VSA den Kurs «Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim» wieder durch. Dieser Einführungskurs, der vom 27. Februar 1984 bis zum 5. November 1984 dauert (27 Montage zu je vier Stunden), richtet sich an folgende Interessenten:

- Personen ohne Heimerfahrung, welche sich im Sinne eines Zweitberufs auf die Übernahme eines Heims oder einer andern Institution zur Betreuung Betagter vorbereiten möchten
- Mitarbeiter von Alters- und Pflegeheimen in Kaderposition
- Vertreter von Heimträgerschaften und Mitglieder von Heimkommissionen, die sich mit der Problematik der Altersarbeit vertraut machen wollen
- Leiter/innen von Kleinheimen (Pensionen) der Betagtenpflege mit weniger als fünf Mitarbeitern (inklusive Heimleitung)

Der Einführungskurs bildet unter Umständen eine gute Vorbereitung auf den VSA-Grundkurs für Heimleitung.

Themenkreise:

Die Situation des alten Menschen

Körperliche Veränderungen im Alter

Psychische Veränderungen im Alter

Grundlegende Methoden der Betreuung alternder Menschen

Kursort: Institut für Angewandte Psychologie Zürich, Merkurstrasse 20, 8032 Zürich.

Kursleitung: C. D. Eck, stellvertretender Direktor, und Max Moser, dipl. Psychologe, sowie weitere Mitarbeiter des Instituts für Angewandte Psychologie und Gastreferenten des VSA.

Kurskosten: Fr. 1700.–
Fr. 1500.– bei VSA-Mitgliedschaft des Heims oder bei persönlicher Mitgliedschaft

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Bewerber werden auf ihre Eignung überprüft (Mindestalter 25 Jahre). Folgende Kurstage (jeweils Montag von 09.00 bis 13.00 Uhr) sind vorgesehen:

27. Februar; 5., 12., 19. und 26. März; 2., 9. und 30. April; 7., 14., 21. und 28. Mai; 4., 18. und 25. Juni; 20. und 27. August; 3., 10., 17. und 24. September; 1., 8., 15., 22. und 29. Oktober; 5. November.

Nähere Auskünfte und Kursunterlagen sind beim Sekretariat VSA, Seegartenstrase 2, 8008 Zürich, Telefon 01 252 49 48, erhältlich.

Anmeldeschluss: 7. Januar 1984.

vielleicht ein kleines Kind, das auch von ihr viel fordert und das auch sie nötigt, ihre Gefühle zu unterdrücken. Sie darf dem Kind gegnüber ja auch nicht alle ihre Gefühle äussern und sie hätte im zurückkommenden Mann auch gern einen Partner, welcher sich ihr liebevoll-aktiv zuwendet, sich um sie kümmert, ihre Sorgen anhört und welcher Zeit hat für die Familie, also jemanden, der nicht selber ebenfalls einen Haufen Müll mitbringt. Jeder Partner wünscht, dass der andere den eigenen Müll zu verarbeiten hilft. Doch wenn sich die Wünsche beider so leicht nicht erfüllen lassen und wenn beide nicht auf ihre Rechnung kommen, gibt's dann halt Streit. Und dann «landen» möglicherweise beide beim Ehetherapeuten.

Meyer: In der traditionellen Rollenverteilung ist es doch so, dass mehrheitlich die Frauen daheim die Männer, welche aus dem «harten Leben» zurückkommen, in einer Atmosphäre der Geborgenheit pflegen und wieder aufbereiten sollen für den nächsten Arbeitstag. Haben Sie, Herr Schmidbauer, das Gefühl, diese Welle der Institutionalisierung des Helfens, diese Vielzahl neuer Helferberufe stehe im Zusammenhang mit der Veränderung der Rolle der Frau – der Frau, die vermehrt aus dem Haus hinausstrebt und die selbst ins «harte Leben» hinauswill, um ihre eigene Position zu stärken?

Das Beste für das Kind – eine zufriedene Mutter

Schmidbauer: Kann sein, dass es einen direkten Zusammenhang gibt. Es ist ja schon fast ein Topos der konservativen Familienpolitiker, dass wegen der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen auch die Störungen bei den Kindern häufiger geworden seien. Ich glaube, da gibt es eine ganz einfache Überlegung, die zusätzlich noch statistisch-empirisch untermauert ist: Das Beste für ein Kind ist eine zufriedene Mutter und Hausfrau. Das Zweitbeste ist eine zufriedene berufstätige Mutter. Das Drittbeste ist eine unzufriedene berufstätige Mutter. Und das Allerschlechteste ist eine unzufriedene Hausfrau. Wenn natürlich die Familienpolitiker meinen, sie könnten, wenn sie im Parlament sagen «Liebe Hausfrauen, seid doch zufrieden!», auch zufriedene Hausfrauen produzieren, dann ist das etwa dasselbe, wie wenn sich die lieben Politiker vor einen Wald stellen und zu den Tannen, die ihre Nadeln fallen lassen, sagen würden: «Liebe Bäume, lasst doch die Nadeln nicht fallen, wir verbieten es euch. Wir wünschen, dass ihr grün bleibt!» Sicher hat die Emanzipation der Frau da eine bestimmte Entwicklung eingeleitet. Aber man könnte eben auch umgekehrt fragen: Woher kommt es, dass die Frauen aus der Familie hinauswollen? Hängt diese Bewegung nicht auch damit zusammen, dass die Rolle der Frau in der Familie ärmer geworden ist, ärmer an gesellschaftlichem Ansehen? Hängen diese Verarmung und diese Verringerung der gesellschaftlichen Geltung der Rolle der Nur-Hausfrau, die nichts «kann», nicht auch damit zusammen, dass die gesellschaftliche Geltung der Qualifikation und des Expertentums so sehr gewachsen ist, dass halt die Frau, die ihr Kind dreimal pro Woche zur Spieltherapie bringt, als bessere Mutter betrachtet und qualifiziert wird, während die Mutter, die zuhause mit drei Kindern die ganze Woche über auch spielt, das eben nur als «gewöhnliche» Hausfrau tut?

Meyer: Damit wollen Sie aber nicht das traditionelle Rollenverständnis propagieren?

Verhängnisvolle Überschätzung der Qualifikation

Schmidbauer: Nein. Ich denke – und persönlich leb' ich auch danach –, dass man sich in die Hausarbeit und in die Kinderarbeit teilen sollte. Das ermöglicht beiden Ehepartnern, der Frau und dem Mann, halb berufstätig und halb zuhause zu sein. Ich finde das für unseren gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungsstand am richtigsten und am sympathischsten. Aber ich glaube auch, dass diese Überschätzung der beruflichen Qualifikation und die Unterschätzung von dem, was «einfach so da» ist, eine ganz verhängnisvolle gesellschaftliche Entwicklung in Gang gebracht hat. Nicht wahr, man muss alles «verbessern», und oft wird's schlechter dadurch, doch erst muss mal «verbessert» werden, und das, was «einfach so da» ist, das gilt halt so wenig und hat kein gesellschaftliches Ansehen, weil's gesellschaftlich eben nicht verwertbar ist. Darauf möchte ich besonders hinweisen: Nur das hat gesellschaftlichen Wert, was vermarktet werden kann. Weil die Familie in ihren Grundwerten nicht vermarktbar ist, fällt sie irgendwie heraus. Was jedoch vermarktbar ist, wird auch vermarktet – und da spielen die Experten ihre Rolle, während das, was sich nicht vermarkten lässt, bloss «mit schönen Worten» gelobt wird, obwohl es immer weniger als schön empfunden wird.

Ist der Helferberuf ein typischer Frauenberuf?

Meyer: Sehen Sie denn darin auch einen Grund dafür, dass relativ viele Frauen in helfende Berufe einsteigen, wenn sie aus dem Haus hinauswollen? Ist also der Helferberuf auf gewisse Art auch ein typischer Frauenberuf?

Schmidbauer: Man kann es vielleicht genauer so formulieren, dass die Helfer viele Aufgaben professionalisieren, die bisher in unserer patriarchalischen Gesellschaft von den Frauen ohne Professionalisierung erfüllt worden sind. Aber da muss man schon auch sehen, dass die patriarchalische Gesellschaft als solche viele Einseitigkeiten in der Entwicklung verursacht und verstärkt hat. In dieser Gesellschaft wurden und werden die Männer gezwungen, ihre einfühlenden «femininen» Seiten zu unterdrücken, auch ihre Sensibilität, ihre Gefühle, ihre Schwächen. Und die Frauen werden umgekehrt gezwungen, ihre Stärken, ihre Aktivität, ihre intellektuellen Seiten zu unterdrücken. Wenn diese Familienfunktionen teilweise professionalisiert werden, sieht das ein bisschen «weiblich» aus. Aber es muss eben qualifiziert sein. Darin liegt gerade die Paradoxie: Wenn sich eine «gewöhnliche» Hausfrau mit einer anderen Hausfrau einfühlend, ohne viele Fremdwörter, über deren Situation unterhält, dann klatschen die beiden zusammen, sagt man. Aber wenn es ein Diplompsychologe ist, der es «kann» und der sich einfühlend mit einer geplagten Hausfrau unterhält, dann ist das eine hochqualifizierte Sache – das ist wie ein Gestein vom Mond, welches sich chemisch nicht von einem Stein der Erde unterscheidet, doch eben sehr viel wertvoller ist, weil es vom Mond kommt.

Meyer: Damit haben Sie die Frage, ob das Helfen ein typischer Frauenberuf sei, noch nicht ganz beantwortet . . .

Schmidbauer: . . . was ist denn eine typische Frau?

Meyer: Nein, das ist nicht die Frage! Ich möchte wissen, ob es mehr Frauen in den helfenden Berufen gibt oder mehr Männer

Viele Frauen im Kindergarten – wenige an der Universität

Schmidbauer: Das weiss ich, statistisch, nicht. Aber ich weiss – und das wissen Sie auch –, je höher qualifiziert die Helferberufe sind, desto weniger Frauen es gibt. Im Kindergarten gibt's ganz viele Frauen, an der Universität gibt's sehr viel weniger Frauen.

Meyer: Wenn's um die Karriere geht, wollen die Männer also auch in diesen Berufen, die man üblicherweise als weibliche Berufe betrachtet, die steilere Karriere machen! In Ihren Büchern beschreiben Sie die Helferpersönlichkeit. Sie analysieren sie. Sie reden vom Helfersyndrom. Können Sie dieses Helfersyndrom kurz beschreiben und vielleicht auch noch ein wenig in Verbindung bringen mit dieser Frage von Mann und Frau?

Helfen als Abwehr von Gegenseitigkeit – das Helfersyndrom

Schmidbauer: Das Helfersyndrom enthält als wesentlichen Grundzug dies, dass jemand helfende Beziehungen herstellt, um andere Beziehungen abzuwehren, also Helfen als Abwehr von Gegenseitigkeit. In einer normalen Beziehung kann jeder mal stark und mal schwach sein. In der Helferbeziehung hingegen sind die Positionen festgelegt. Und wer diese Form von Beziehungsherstellung braucht, der hat, nach meinen Beobachtungen in den Psychoanalysen, sich als Kind abgelehnt und nur in seinen aktiven, leistungstüchtigen Seiten akzeptiert gefühlt. Dann hat er sich mit diesen Seiten identifiziert und versucht mit Hilfe socher Identifizierung, anderen zu dienen und das zu geben, was er früher entbehrt hat. Diese Erscheinung gibt es bei Frauen sicherlich genau so oft wie bei Männern. Ich könnte da nicht eindeutig geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen. Vielleicht kann man sagen, dass wenn man die helfenden Berufe gesamtgesellschaftlich mit Frauen und Männern in anderen Berufen vergleicht, die Männer als Helfer «weiblicher» und die Frauen «männlicher» als der sonstige Durchschnitt. Ich könnte mir vorstellen, dass die Frau in einem helfenden Beruf die Möglichkeit hat, in einer harmonischen Weise auch männliche Anteile zu entwickeln, was ihr in anderen Berufen in dieser harmonischen Weise nicht möglich ist, weil sie entweder festgelegt wird auf eine mehr dienende, unselbständige Rolle – zum Beispiel als Sektretärin –, wogegen sie als professionelle Helferin selbständig arbeitet, oder weil sie andererseits stark dem rücksichtslosen, kalten Umgang der Männer untereinander annähern und anpassen muss.

Meyer: Sie haben eben jetzt erklärt, dass das Helfersyndrom bei Frauen und Männern gleich häufig sei. Wenn ich aber nachlese, wie Sie das Helfersyndrom beschreiben – die Stärken und die Schwächen unterdrücken; das Gefühl haben, nur dann akzeptiert zu werden, wenn ich eine Leistung erbringe –, dann neige ich dazu zu meinen, dass eben dieses Verhalten eine typisch männliche Verhaltensweise sei, welche nicht nur in den helfenden Berufen spiele, sondern die letzthin sogar die Männer in ihrer privaten Zweierbeziehung zu Frauen bestimme . . .

Die Männer müssen andere Schwächen unterdrücken als die Frauen

Schmidbauer: . . . das glaube ich nicht, nein! Ich glaube, dass die Männer andere Schwächen unterdrücken (müssen) als die Frauen. Natürlich, dass eine Frau auf Stärke sehr fixiert sein kann, auch in der Beziehung zum Mann, kommt häufig vor, doch das sind dann andere Bereiche. Der Mann muss im Regelfall seine Stärke, seine Tüchtigkeit im Beruf aufrechterhalten und er regrediert dafür im Privatleben, er sucht bei seiner Frau «abzuladen», seine Schwäche bei ihr auszuleben. Bei der Frau geht es andersherum. Sie muss – immer im Dienstfeld der Familie – die starke Trösterin sein, während sie nach aussen hin, in ihrer Durchsetzung nach aussen, eher schwach und abhängig wirken soll. Das ist, glaube ich, das klassische Bild der patriarchischen Ehe: Der Mann draussen muss stark sein und soll seine Schwächen, seine Triebhaftigkeit, seine Kindlichkeit, seine Wehleidigkeit, zuhause bei seiner Frau «abladen» dürfen, während die Frauen in der Intimsphäre die stärkeren sind oder sein sollen. Sie gehen nicht ins Bett, wenn sie einen Schnupfen oder Kopfweh oder Fieber haben, sondern besorgen den Haushalt weiter, wogegen sie in ihrem öffentlichen Auftreten die schwächeren sein sollen, das verhalten sie sich «irrational», da haben sie, sagt man Angst . . .

Meyer: Wie wirkt sich denn – nach Ihrer Erfahrung – das, was Sie als Helfersyndrom bezeichnet haben, bei diesen Helfern auf ihr eigenes Privatleben aus? Ich meine, das müsse doch seine Auswirkungen haben, wenn man, ob Mann oder Frau, diese Haltung des Helfers im Beruf täglich einnehmen muss. Wie kann da im Privatleben noch eine andere Haltung entstehen?

Schmidbauer: Das gehört doch eben zur Charakteristik des Helfers, der unter diesem Helfersyndrom leidet, dass eine keine nichtberufliche Beziehung mehr herstellen kann oder dass seine nichtberuflichen Beziehungen nach dem gleichen Muster gestrickt sind wie die beruflichen. Er ist also nicht bloss im Beruf Sozialarbeiter, der allen hilft, sondern auch im Privatleben steht seine Frau beständig unter dem Andrang seines Helferwillens; auch ihr glaubt er ständig helfen zu müssen. Daneben gibt es noch die andere Möglichkeit, dass es sich so umkehrt, wie ich vorhin ausgeführt habe: Er ist draussen der starke Helfer, der seine draussen unterdrückten kindlichen Züge daheim ausleben muss. Die Frau sagt dann: «Kinder, geht jetzt auf den Zehenspitzen, der Vater ist müde, er hat den ganzen Tag hart gearbeitet!» Weil der Arzt den ganzen Tag über für seine Patienten da war, darf man zuhause von ihm nichts mehr verlangen. Ein Bekannter aus einer Arztfamilie, selber Arzt, hat mir einmal erzählt, er und seine Geschwister hätten als Kinder 40 Grad Fieber oder mehr haben können, ihr Vater würde sie nicht angeschaut haben. Von den Kindern habe er erwartet, dass sie gesund zu sein hätten, für sie hatte er keine Zeit, wogegen er jedem Patienten mit bloss 38 Grad Fieber nachzurennen pflegte.

Meyer: Sie wollen damit sagen, dass sich der Helfer in seinem Beruf so sehr für den Patienten oder Klienten einsetzt, dass er im Privatleben und in seiner Familie seine eigenen sozialen Funktionen nicht mehr wahrzunehmen vermag, weshalb denn am Ende gerade in seiner Familie die Hilfe eines fremden Fachmanns vonnöten ist?

Schmidbauer: Jaja! Oder dass die Angehörigen dann eben auch Helfer werden . . .

Meyer: . . . die eigenen Angehörigen?

Entweder krank sein oder Arzt werden . . .

Schmidbauer: Ja, die eigenen Angehörigen. Das ist eben die einzige Form der Zuwendung: Entweder müssen sie krank sein oder sie müssen Ärzte werden. Deshalb gibt es doch eine so hohe Selbstfortpflanzung in den Ärztefamilien. Das ist natürlich etwas überspitzt formuliert. Aber ich glaube fest, da gibt es nur diese zwei Reaktionsmöglichkeiten: Die einen verkörpern im Beruf die Rolle des Starken und regredieren zuhause zum Wehleider oder sie sind nicht nur im Beruf, sondern auch im Freundeskreis immer die starken Helfer, auch im Intimleben müssen sie stets Klienten haben – bis es eines Tages auf einmal nicht mehr geht und sie irgendwann auch eine Therapie nötig haben.

Meyer: Können die Helfer mit einem Helfersyndrom denn noch irgendwem nützen?

Schmidbauer: Das ist ganz verschieden! Hängt meines Erachtens stark von der Selbstkontrolle des Helfers ab, und da kann die Professionalisierung natürlich sehr nützlich sein. Der Helfer mit Helfersyndrom schadet vorwiegend sich selber und weniger seinen Schützlingen. In der beruflichen Interaktion wird er meistens nicht allzu sehr gefordert, denn da gibt es ja Grenzen, die durch seine Qualifikation oder durch seine Techniken vorgegeben sind. Wenn ich als Therapeut ein vollentwickeltes Helfersyndrom habe, habe ich es in der Regel nicht so schwer mit meinen Patienten, denn die müssen ja nach Ablauf der Therapiestunde wieder gehen. Aber ich habe es natürlich bedeutend schwerer, wenn meine Ehefrau anfängt, psychisch krank zu werden. Da kann ich nicht nach einer Stunde Schluss machen und da geh' ich dann kaputt. Das merkt man bald sehr deutlich, wenn man als Therapeut mit Helfern arbeitet, die in derartigen existenziellen Krisen stecken.

Meyer: Kann ein Helfer mit Helfersyndrom versucht sein, seinen Schützling oder seinen Klienten besonders stark an sich zu binden, weil er Angst davor hat, im Leben des Klienten seine Position einzubüssen? Und wenn er den Klienten zu stark an sich bindet, zieht er diesen gleichsam aus dessen Umgebung, aus dessen Familie heraus?

«Da gibt es doch das Beispiel von Rousseau . . .

Schmidbauer: Ja, diese Gefahr besteht, das muss man – leider – zugeben. Ich sehe diese Gefahr vor allem bei jenen Therapeuten, die kein Privatleben haben. Dort kann es zu Bindungen kommen, die im Patienten das Gefühl wecken, ohne den Therapeuten nicht mehr existenzfähig zu sein. Aber ich meine doch, das sei eher die Ausnahme. Ich habe mehr Helfer gesehen, die einseitig und eingeschränkt waren und doch im Beruf gut funktioniert haben. Unter einem Helfersyndrom zu leiden, muss doch nicht generell bedeuten, als professioneller Helfer nichts mehr zu leisten und den Schützling stets allzu fest an sich zu binden.

Meyer: Das heisst, mit anderen Worten, dass ein professioneller Helfer mit den eigenen Kindern sehr nachlässig, ja sogar fahrlässig umgehen und trotzdem ein guter Helfer sein kann?

Schmidbauer: Ja, das ist möglich, gewiss. Da gibt es doch das Beispiel von Rousseau, welcher seine eigenen Kinder ins Findelhaus gesteckt und trotzdem eines der besten Bücher über Erziehung geschrieben hat. Das gehört halt zu den Schattenseiten der Professionalisierung: Die Professionalisierungsqualifikationen können sehr gut, ja sogar ganz ausgezeichnet sein. Was davon aber ausgespart bleibt, ist bei den Professionellen halt auch nicht besser, als es bei den übrigen Menschen zu sein pflegt. So können Sie zum Beispiel gewiss nicht erwarten, dass die Scheidungsrate unter Familientherapeuten geringer sei als unter der Durchschnittsbevölkerung. Ich vermute sogar, sie sei im Gegenteil höher.

Meyer: Bis jetzt haben wir vor allem über die Auswirkungen der Professionalisierung auf die professionellen Helfer selbst gesprochen. Welche Wirkungen der Professionalisierung des Helfens sehen Sie denn auf die Familie oder auf die Gesellschaft im Ganzen?

Schmidbauer: Ich denke, dass man da nicht einfach von «Wirkungen» und «Auswirkungen» sprechen kann. So einfach ist es ja auch wieder nicht. Vielmehr sehe ich es so, in Stufen- oder Kreisprozessen: Da bekommt die Familie immer mehr Schwierigkeiten. Dann versuchen professionelle Helfer, die Probleme zu lösen. Unter zunehmend steigendem Erwartungs- und Anspruchsdruck können die Helfer scheitern, worauf sie immer neue Lösungsversuche entwickeln und dadurch die Familie noch mehr verwirren. Daraus entsteht erneut und laufend ein Mehrbedarf an Klärung. Ich kann mir also, wie gesagt, eher solche Stufen- oder Kreisprozesse vorstellen und möchte drum lieber verzichten, von einer direkten eindeutigen Wirkung oder Auswirkung des Helferangebots auf Familie und Gesellschaft zu reden.

Eine Karikatur der Familie wird zur Realität

Meyer: Auch ich sehe da natürlich die Wechselwirkung. Aber besteht heute nicht die Gefahr, dass, nachdem die emotionellen Teile des Menschen aus der Arbeitswelt weitgehend abgezogen und auf die Familie eingeschränkt sind, diese Familie selbst die von ihr erwartete Verarbeitung nicht mehr zu leisten vermag – darum die Delegation an die Helfer –, sondern dass sie gerade wegen der Delegation selber emotional ebenfalls und noch mehr ausgehöhlt wird? Also bekommen wir im Extremfall diese Karikatur: Ein Mensch kann zuhause mit seinem Partner nicht mehr über seine persönlichen Probleme sprechen, weil er sich sagt, «das mache ich dann am Freitagmorgen um Zehn mit meinem Therapeuten».

Schmidbauer: Jaja, gewiss . . . Ein überzeugter Therapeut würde Ihnen da freilich erklären: «Der geht in die Therapie, *weil* er mit seinem Partner daheim nicht mehr leben und reden kann.» Doch ich finde die umgekehrte Betrachtungsweise – dass einer mit dem Partner nicht mehr spricht, weil er die Therapie hat – ebenso zulässig und realistisch. Also, ich denke, da sei wirklich eine Gefahr in

Das Leben lehret jeden was es sei

Lebensweisheit – Weisheit des Lebens

VSA-Seminarwoche für Heimleitungen und Kaderpersonal
9.–13. Januar 1984, Propstei Wislikofen

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Diese Seminarwoche – es ist die fünfte – ist ein Versuch, dem geglückten Leben nachzuspüren. Um nichts weniger nämlich ging es den «Weisen» des Altertums, aber auch vielen Künstlern und Denkern der Neuzeit. Es ist ein Thema, das auch heute wieder von brennender Aktualität ist.

Aus dem Programm:

Montag, 9. Januar 1984: Verschiedene Auffassungen von Weisheit. Eine Hinführung

Dienstag, 10. Januar 1984: Die Weisheit in der Literatur des Alten Testamentes

Mittwoch, 11. Januar 1984: Weisheit in der Malerei. Dieser Tag wird vom Maler Rainer Kunz, Luzern, gestaltet

Donnerstag, 12. Januar 1984: «Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will».
Die Weisheit Albert Schweitzers (1875–1965)

Freitag, 13. Januar 1984: Verschiedene Lebens-Standpunkte bei Johann Gottlieb Fichte (1762–1814)

Kurskosten:

Fr. 300.–

Fr. 250.– für Teilnehmer(innen) aus VSA-Heimen

5 % Ermässigung bei persönlicher Mitgliedschaft

Unterkunft und Verpflegung in der Probstei Wislikofen separat, Vollpension zirka Fr. 55.–/Tag

Anmeldung:

bis 31. Dezember 1983 an Kurssekretariat VSA, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 47 07 **nur vormittags**

Anmeldung

Seminarwoche Wislikofen 84

Name, Vorname _____

Adresse, Tel. _____

PLZ/Ort _____

Name und Adresse des Heims _____

_____

Unterschrift und Datum _____

Unterkunft in Wislikofen erwünscht ☐
VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐
Persönliche VSA-Mitgliedschaft ☐

bitte Zutreffendes ankreuzen

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung vor Tagungsbeginn eine Annullationsgebühr von Fr. 75.– berechnet werden.

der Therapie und es sei die Aufgabe des Therapeuten, diese Gefahr zu sehen.

Meyer: Im Zusammenhang mit Ihren Büchern ist Ihnen hin und wieder vorgeworfen, vorgehalten worden, Sie würden das professionelle Helfen madig zu machen suchen, ja, Sie wollten das Helfen als Beruf überhaupt am liebsten abschaffen. Ich nehme an, dass Sie Ihre Kritik und Ihre Analyse nicht so verstanden haben oder so verstanden wissen möchten. Sehen Sie Möglichkeiten, das Helfen gleichsam wieder zu reprivatisieren? Können für die sozialen Funktionen in der Familie oder im Freundeskreis oder in der Nachbarschaft wieder die nötigen Fähigkeiten geweckt und entwickelt werden, damit der Anteil der professionellen und öffentlichen Hilfe sich senken lässt?

Schmidbauer: Ja . . . ich sehe das schon so, ja! Ich weiss zwar nicht, ob es schnell gehen und in grossem Umfang möglich sein wird – die professionelle Hilfe kann ja nicht einfach und über Nacht durch die Laienhilfe ersetzt werden –, aber ich glaub' schon, dass die *selbstkritische* professionelle Hilfe dazu gelangen sollte, sich aus gewissen Intimbereichen des Lebens der Menschen wieder zurückzuziehen.

Mit dem Verändern zuerst bei sich selber anfangen

Meyer: Wir sind am Anfang davon ausgegangen, dass die Familie überfordert sei, zum Teil sogar unfähig geworden, die sozialen Funktionen zu erfüllen, die ihr in öffentlichen Erklärungen zugeteilt werden. Das sind ja eben diese Funktionen, die die professionellen Helfer übernommen haben oder im Begriff sind, es zu tun. Welche Voraussetzungen müssten Ihrer Meinung nach erfüllt sein dafür, dass die Familie die ihr letztlich angestammten Funktionen wieder wahrzunehmen und zu erfüllen vermöchte? Wie müsste die Familie sich ändern oder verändert werden? Welches soziale Umfeld bräuchte der einzelne, damit eben diese Funktionen in diesem Umfeld wieder von ihm wahrgenommen werden könnten?

Schmidbauer: Auf die beiden ersten Teile Ihrer Frage werde ich Ihnen nicht antworten. Denn im Bereich dieser beiden Teile spielt sich ja gerade das ab, was ich als so problematisch empfinde: Die Familie wird überfordert und zum Endlagerungsplatz für den Müll gemacht. Hierauf fragen wir, wie wir's jetzt schaffen sollen, durch welche gezielten Massnahmen, dass die Familie wieder gesunde. Das scheint mir ein bisschen zu einfach. Mir geht es eben um die gesamtgesellschaftlichen Umgangsformen – das ist ja auch der letzte Teil Ihrer Frage. Wie kann man in der Gesamtgesellschaft versuchen, wieder mehr emotionale Aspekte zu verwirklichen? So läuft die Frage halt eben schon auf eine Kritik unseres leistungsfixierten Umgangs miteinander und mit der Natur hinaus. Wo die Kritik mich selber angeht, muss ich mit dem Verändern wohl zuerst bei mir selber anfangen, denke ich . .

Meyer: . . . Sie denken auch an eine Veränderung der Arbeitsbedingungen . . .

Schmidbauer: . . . als Voraussetzung ja, unbedingt. Zu dieser Voraussetzung gehört, dass die beruflichen Arbeitsbedingungen die Familie wieder vermehrt berücksichtigen. Die Gefühlswerte, die Gefühlsbedürfnisse eines Arbeitnehmers sollten auch im Beruf ihren Platz haben dürfen und dort nicht völlig unterdrückt werden müssen.

Meyer: Das würde u.U. auch eine Vergrösserung der heute gängigen Kleinfamilie miteinschliessen, damit es überhaupt zu einem sozialen Umfeld kommt?

Das Bild einer neuen Gemeinde-Psychologie

Schmidbauer: Jaja, ich denke schon, dass es das bedeuten müsste. Gefühlsbindungen, zum Beispiel in der Nachbarschaft oder im gewachsenen Wohnquartier, sollten Priorität bekommen vor den Profitinteressen. Man sollte Räume schaffen, wo sich die Menschen wechselweise wieder etwas angehen und sich etwas geben können. Das würde auch bedeuten, dass man aufhört, die psychiatrische Versorgung so zu konzipieren, dass irgendwo weitab riesige Krankenhäuser gebaut werden, wohin man alle jene abschiebt, mit Pharmaka versorgt und beruhigt, die man in der eigenen Familie nicht mehr halten kann. Statt dessen müsste man, auch regional, Stellen schaffen, wo die Leute, die in einer Krise stecken, hingehen würden. Natürlich wären dort auch Experten, Spezialisten, tätig. Aber diese Experten müssten sich nicht mehr bloss als Reparateure verstehen, müssten nicht mehr bloss Reparaturen machen, möglichst weit weg und getrennt von dem sozialen Kontext der Hilfsbedürftigen. Die Experten müssten im Gegenteil diesen sozialen Kontext aufsuchen, zu den Leuten hingehen, mit ihren Angehörigen, ihren Nachbarn reden. Das ungefähr stelle ich mir vor, wenn ich von Gemeindepsychologie oder Gemeindepsychiatrie rede. Auf solche Weise würde mehr geschehen als blosse Reparatur durch isolierte Experten . . .

Meyer: . . . dann würden die Helfer nicht nur sichtbar machen, welche Mißstände wir haben, denn die wachsende Zahl der Helfer ist ja ein Zeichen dafür, dass die soziale Not der Menschen grösser geworden ist, sondern sie könnten eine Rolle zu spielen beginnen, mit der sowohl individuelle Hilfe als auch eine Änderung der Rahmenbedingungen möglich sein sollten. Doch wo findet denn der professionelle Helfer den Auftraggeber für diese Art von Sozialarbeit? Es ist doch jetzt schon die Frage, ob die heutigen Arbeitgeber an derartigen Veränderungen überhaupt interessiert sind.

Schmidbauer: Ja, da zeigt sich wirklich ein wichtiges Problem. Es ist auch eine politische Frage. Ich weiss nicht, wie es sich in der Schweiz verhält. Ich weiss nur, dass in Deutschland zwischen 1970 und 1980 eine Reihe solcher gemeindenaher, regionaler sozialpsychiatrischer Zentren entstanden ist. Diese Zentren haben erhebliche Schwierigkeiten, sich gegenüber der alten, expertenhaften Versorgung durch niedergelassene Ärzte zu behaupten. Zu einer grossen, wirklich einschneidenden Veränderung der Verhältnisse ist es bis heute nicht gekommen. In Italien wurde der Versuch unternommen, wie man weiss, mit der Abschaffung der Grosskrankenhäuser. Aber auch da hat es sich gezeigt, dass es leichter ist, per Gesetz an sich sowieso unhaltbare Zustände in Grosskrankenhäusern zu beseitigen, als diese lokalen Nachbarschaftshilfen zu wecken und aufzubauen.